

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument auszudrucken und aus ihm zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internetadresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors.



OLIVER VICTOR / TIM WILLMANN

Tagungsbericht: „La Littérature comme modèle épistémologique“

Colloque international et interdisciplinaire organisé par le Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass (Universität des Saarlandes) et le Centre de Recherche en Poétique, Histoire littéraire et linguistique (Université de Pau et des Pays de l'Adour)

Die Annahme einer vermeintlichen Dichotomie zwischen Literatur(-wissenschaft) und Philosophie scheint in der akademischen Landschaft *opinio communis* zu sein. Eine ganz andere Auffassung war Sujet des bi-nationalen interdisziplinären Forschungskolloquiums „La littérature comme modèle épistémologique“. Ist im französischen Titel von der Literatur als einem *epistemologischen Modell* die Rede, so setzt der deutsche Titel der Vorankündigung Literatur als ein *philosophisches Erkenntnismodell*. Im Deutschen synonym verwendet mit „Erkenntnistheorie“, verweist der Begriff „Epistemologie“ in der französischen Philosophie auf eine von der Erkenntnistheorie zu differenzierende, eigenständige Disziplin: Hier versteht man unter Epistemologie eine weltanschauungsunabhängige Kritik der Möglichkeit von Wissen. Im Sinne eines weiten Wissensbegriffs würde dort gefragt werden, inwiefern Literatur überhaupt zu irgendeinem Wissen beitragen kann, während der deutsche Titel („Literatur als philosophisches Erkenntnismodell“) vielmehr auf die Frage verweist, ob Literatur zu einer genuin philosophischen Erkenntnis fähig ist. Im Rahmen der Tagung lag der Fokus darauf, Literatur als Form einer philosophischen Erkenntnis Aufmerksamkeit zu schenken, sodass der deutsche Titel für den Inhalt der Tagung treffender erscheint.

Die einzelnen Beiträge der Tagung stammen aus unterschiedlichsten Themengebieten verschiedener Disziplinen (Allgemeine Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaften, Romanistik, Germanistik und Philosophie), die sich jedoch alle in der Zeit vom 18. bis zum 20. Jahrhundert situieren lassen. Im Folgenden werden sie historisch-chronologisch, wie im Tagungsprogramm vorgesehen, in Auswahl zusammenfassend präsentiert und interpretiert.

Den Ausgangspunkt der Tagung bildete der Beitrag von Asmus Trautsch (Philosoph und Germanist), der das Problem der Individualität und die epistemische Funktion der Tragödie seit der Zeit der Aufklärung unter die Lupe genommen hat. Im Ausgang von Schillers Ansicht, dass der Mensch selbst in den tragischsten Momenten seines Daseins frei ist, rekonstruiert Trautsch Hegels Tragödienverständnis und die damit verbundene Subjekt-Objekt-Relation vor dem Hintergrund des antiken und modernen Dramas: Zeigt sich im antiken Drama ein Mangel an Individualität zu Gunsten einer Forcierung allgemeiner Zwecke (z. B. der Sittlichkeit), so manifestiert sich im modernen Drama der Reichtum der partikulären Innerlichkeit des Individuums. Subjektiver Wille und Charakter des einzelnen Menschen werden bestimmend und liefern sich nicht länger dem Fatum antiker Götterfiguren aus – man denke hierbei etwa an die homerischen Epen *Ilias* und *Odyssee*. Die bereits in diesem Vortrag angesprochene innere Unendlichkeit des Subjekts erwies sich in vielen folgenden Beiträgen, u. a. zur Frühromantik, als ein zentraler Topos. Trautschs Vortrag zeigte exemplarisch, wie das philosophische Thema der Freiheit des Menschen in der Tragödie als einem literarischen Darstellungsmuster aufgegriffen und somit versinnbildlicht wird.

Fabian Schmitz (Romanist) sieht anhand der *Lettres Westphaliennes* von Charles de Villers (einem Vertreter der französischen Romantik) das Ende von Philosophie und Literatur als zwei nebeneinanderstehenden Disziplinen, was sich im hybriden Genre des Briefs manifestiert. Die Briefe Villers' sprengen die strikte Trennung von Literatur und Philosophie, indem sie geradezu zwei „Erzählregimes“ miteinander verknüpfen: das literarisch-fiktionale und das philosophisch-essayistische. Die Gattung des Briefs bringe entscheidende Vorteile mit sich: Durch sie ergibt sich die Möglichkeit, das Bildungsideal der damaligen Zeit zu erreichen, zugleich bietet der Brief ein Forum für die eigenen Ansichten. Villers, der seine *Lettres Westphaliennes* in Anlehnung an Voltaires *Lettres anglaises* verfasste, gelingt es mittels des Briefs, zum einen historische Fakten zu erläutern und zum anderen diese in einen fiktionalen Kontext einzubetten. Das Changieren zwischen den beiden Polen – dem fiktionalen und dem philosophisch-essayistischen – veranschaulicht die Interaktion zwischen philosophischer Reflexion und literarischer Erzählung.

Der Beitrag von Falk Bornmüller (Philosoph) „Erkenntnis in der Kritik“ thematisiert die Verbindung von Literatur und Philosophie in der (Jenaer) Frühromantik. Dem allgemein verbreiteten Diktum, es handle sich bei dieser Synthese von Literatur und Philosophie um einen kontraintuitiven Ansatz, erteilt Bornmüller eine weitreichende Absage. Literatur, so Bornmüllers These, leistet einen Beitrag zur Erkenntnisvermittlung. Dabei greift frühromantische Literatur in ihrer kritischen Reflexion des idealistischen Systemdenkens die kantische Philosophie und insbesondere Fichtes subjektiven Idealismus auf, dessen Aporien sie produktiv aufzulösen sucht, um im Fragment, als einer eigenen poetischen Gattung der Frühromantik, einen stark erweiterten Raum der Erkenntnismöglichkeiten zu begründen. Inwiefern also kann frühromantische Poesie in der Lage sein, eine erkenntniskritische Haltung zum Ausdruck zu bringen? Zunächst diagnostiziert Bornmüller, dass Fichtes Wissenschaftslehre – im Bemühen um die Überwindung der von Kant behaupteten Unerkennbarkeit des Dings an sich – das Ich als das erste Prinzip aller Wissenschaft setzt. Schlegel kritisiert an dieser Setzung, dass Fichte in der Schuld steht, das Unbedingte und das Ich zu deduzieren. Diese Aufgabe verdichtet sich in der zentralen Frage der Frühromantik: Was ist das Absolute und wie kommt es zur Darstellung? Dies aufzulösen ist höchst problematisch, sieht sich doch alle Darstellung in ihrer Mittelbarkeit der eigenen Nicht-Hintergebarkeit und damit den subjektiven menschlichen Grenzen der Darstellung ausgesetzt – insofern scheitert Fichtes Philosophie. Aufgrund der stets mittelbaren Darstellung kann das Unbedingte nur in einem ewig sich annähernden unendlich vermittelnden Prozess zur Darstellung gebracht werden. Das für dieses Vorhaben angemessene Medium sehen Schlegel und Novalis im (romantischen) Fragment. Der ironische Idealismus Schlegels hinterfragt und kritisiert die allgemeinen Formen des begrifflichen und kategorialen Denkens, insofern die rein begriffliche Erkenntnisweise ihre Grenzen anerkennt, um eine produktive Synthese mit den Mitteln der Literatur, mithin im Fragment, anzuerkennen. Das Fragment selbst hat dabei den Status eines Bruchstücks der vormaligen All-Einheit inne; als ebendieses Bruchstück kann es zwar niemals das Absolute in toto zur Darstellung bringen, aber zumindest sich unendlich annähernd auf das Absolute verweisen. Diese epistemischen Grenzen des Fragments sind keineswegs als Scheitern anzusehen, sondern vermitteln als Medium der Reflexion vielmehr das souveräne Eingestehen der niemals zu vollendenden Erkenntnis. Diese unendliche Annäherung an die Erkenntnis des Absoluten mündet überdies in den von Schlegel begründeten Begriff des „Sym-Philosophierens“ – ein Programm, das die Fülle der wissenskonstituierenden Perspektiven aller Wissenschaften (Geistes-, Natur- und Kulturwissenschaften) als Teil anerkennt, um sie zur Annäherung an die All-Einheit produktiv zu synthetisieren.

Kritisch hieran anknüpfend steht der Beitrag von Julian Ernst (Philosoph): „Performativität des Textes. Der Wandel der Darstellungsmethode beim späten Fichte“. In Rücksicht auf die Nicht-Darstellbarkeit der absoluten Einheit auf jeglicher Reflexionsebene des menschlichen Bewusstseins gehen Bornmüller und Ernst d'accord. Ernst beschreibt den Wandel der Darstellungsmethode beim späten Fichte als eine „Vernichtung des Begriffs“, die ebendiese „Hypostasierungsfalle des Bewusstseins im Begrifflichen“ auflöst. Hieran anknüpfend, rekonstruiert Ernst unter Rekurs auf Fichtes

Wissenschaftslehre von 1804 einen intuitiven Wissenssinn, der diese Hypostasierungsfalle durchbricht. Entsprechend offenbart sich die absolute Einheit beim späten Fichte performativ im Vortrag des Textes – die *Wissenschaftslehre* von 1804 als „Theaterstück“ (in der Tat hat Fichte den Vortrag seiner Wissenschaftslehre zeremoniell begangen, indem er etwa die bereits brennenden Kerzen im Vorlesungssaal löschte, sie wieder anzündete und erst dann zum Vortrag anhub). Diese Darstellung des Absoluten durch die Performanz des Textes stellt einen Übergang vom Primat des Logos hin zu einem Primat des Textes dar, was Fichte im eigenen Vortragsstil auf die Spitze trieb.

In inhaltlicher Fortführung der Beiträge zur Romantik nimmt Sikander Singh (Germanist) in seinem Vortrag „Denkfiguren. Zum Verhältnis von literarischer Form und philosophischem Gehalt im lyrischen Spätwerk Johann Wolfgang von Goethes“ eine minutiöse literaturwissenschaftliche Analyse von Goethes spätem Gedicht *Vermächtnis* vor, mit deren Hilfe er dessen philosophische Perspektiven herauszuarbeiten versucht. Hatte Goethes frühe Dichtung im Rahmen des Sturm und Drang noch einen Reichtum an Naturbildern aufgewiesen, so vollzog sich im späten Werk Goethes ein zunehmender Wandel hin zum verdichtenden Symbolischen. Die Vielfalt der Naturbilder in den frühen Gedichten des Realisten Goethe, der stets vom jeweiligen Phänomen ausging, weicht in der späten Lyrik einer gewissermaßen weltanschaulichen Summe von Sentenzen, Maximen, Lebensweisheiten und Reflexionen in der Form des Symbolischen und Metaphorischen (was überdies insbesondere in weiten Teilen des *Faust II* nachvollziehbar wird), womit nicht zuletzt eine Verschiebung vom konkreten einzelnen Phänomen hin zum Allgemeinen einhergeht. Das *Vermächtnis*, dessen Analyse diese Gedanken beispielhaft veranschaulichen soll, ist gleichwohl nur bedingt als Lehrdichtung anzusehen, wollte Goethe doch keine Dogmen formulieren, sondern durch Poesie auf Lehre und Bildung überhaupt aufmerksam machen. Die Formen der Poesie ermöglichten ihm dabei, die Grenzziehungen und Trennungen des Philosophisch-Begrifflichen zu überschreiten, um sie im Symbol einer poetischen Einheit zuzuführen, die sich überdies auch in der metrischen Form des Gedichts veranschaulichen lässt. Hierfür stehen die unterschiedlichen Fokussierungen der sieben Strophen des Gedichts *Vermächtnis*, das ausgehend von einer basalen Charakterisierung des Seins übergeht zu einer Verhältnisbestimmung von objektiver empirischer Welt und subjektiver menschlicher Innerlichkeit; hierbei wird vor allem das Wechselwirken von Sinnen und Vernunft in den Folgestrophen betont, deren angemessene Beziehung zueinander die Ewigkeit des Augenblicks zur Empfindung bringt und letztlich die schöpferische Tätigkeit des Subjekts befördert.

Erik Pesenti-Rossi (Romanist) thematisiert in seinem Beitrag „*Haerès de Léon Daudet* (1893): une ‚trahison des clercs‘?“, inwiefern das literarische Genre des Romans für die Philosophie signifikant sein kann. Dies geschieht exemplarisch am autobiographischen Roman *Haerès* von Léon Daudet. Dieser zeigt, wie ein Roman philosophische Thesen eines Autors illustrieren und wie dadurch ein Roman letztlich zur Verkörperung einer Philosophie mutieren kann. Der Protagonist Haerès, der mit dem Autor gleichgesetzt werden kann, durchläuft drei Stadien, die zugleich die drei Kapitel des Romans konstituieren. Haerès wird zunächst in die Rolle seiner Mutter, dann in die seines Vaters und schließlich in die seines Onkels schlüpfen. Daudet greift somit die Problematik der Heredität auf – ein Mensch, so Daudets These, ist in einem gewissen Maße durch seine Abstammung determiniert und muss sich deshalb auf der Suche nach sich selbst mit dem Leben seiner Vorfahren auseinandersetzen. Indem Haerès die verschiedenen Stadien durchläuft, werden ebenso diverse Weltanschauungen illustriert und damit einhergehend unterschiedliche Auffassungen und Einstellungen von bzw. zur Wissenschaft. Der Roman wird somit, so Pesenti-Rossi, zu einem epistemologischen Roman, in dem wissenschaftliche Theorien einer kritischen Untersuchung unterzogen werden. In der Rolle seiner Mutter verkörpert Haerès einen Menschen, den nur das Leben interessiert und der der Wissenschaft eher kritisch gegenübersteht. Das im Vortrag besonders fokussierte zweite Kapitel, in dem Haerès die Figur des Vaters einnimmt, stellt die wesentliche Botschaft des Romans dar. Der Vater ist das Paradebeispiel eines reinen Wissenschaftlers, der alles der Vernunft unterwirft und die Cartesische Methode *par excellence* anwendet. Das Wissenschaftsmodell des Vaters stellt die „*ligne droite cartésienne*“ dar und wird im Roman auch als „*méthode française*“ charakterisiert. Demge-

genüber steht die Person des Docteur Trabant, die für eine auf der Intuition basierende Wissenschaft steht. Diese Methode, so heißt es im Roman, kommt aus dem Ausland. Hierin sieht Pesenti-Rossi eine Anspielung auf die deutsche Romantik. Haerès befindet sich schließlich in einem ständigen Zwiespalt zwischen diesen beiden Wissenschaftsmodellen: Die reine Wissenschaft ist ihm zu dogmatisch geworden, und er glaubt an eine Vereinbarkeit von Poesie und Wissenschaft. Die Literatur kann insbesondere der Gefühlsebene gerecht werden, die eine rein rationale Wissenschaft außer Acht lasse. Er strebt eine „art-science“ an, in der sich Literatur und Wissenschaft vermischen und somit gemeinsam zu neuem Wissen gelangen, auch wenn Haerès am Ende des Romans scheitert und den Selbstmord wählt. Der Roman steht zum einen für die Suche eines Protagonisten nach sich selbst – ein klassischer philosophischer Topos – und zum anderen exponiert und kritisiert er diverse Wissenschaftssysteme und bekommt somit einen epistemologischen Charakter.

Martin Mees (Philosoph) widmet sich in seinem Beitrag „„Sublime‘ savoir de la littérature romantique?“ dem Prosatext *Aurélia* von Gerard de Nerval – ein Autor, der in der französischen Literaturwissenschaft als eher marginaler Vertreter der Romantik gilt, aber dennoch viele nachfolgende Autoren beeinflusst hat. Der Untertitel „Le rêve et la vie“ veranschaulicht bereits die zwei zentralen Momente des Werkes: die reale Welt und die Sphäre des Traums. Für Nerval manifestiert sich in diesen die gespaltene Persönlichkeit des Menschen. Die Realität ist nur das, was sie faktisch ist, der Traum hingegen ist die Welt und ihr Gegenteil. Für den Autor stellt die Traumwelt eine Art zweites Leben dar, das uns Zugang zu in der Wirklichkeit nicht erfassbaren Dingen ermöglicht. So stellen die ersten Augenblicke des Schlafes das Bild des Todes dar. Im Traum beginnt das Ich, in einer anderen Form weiter zu existieren – gerade das sei Ausdruck der gespaltenen Persönlichkeit des Menschen. Für Nerval steht fest, dass wir nur unter Rekurs auf die Traumwelt zu einer vollständigen Interpretation unserer eigenen Existenz gelangen können. Das Wesen der Literatur besteht für ihn darin, nicht bei der Beschreibung des realen Lebens Halt zu machen. Resümierend hält Mees fest, dass sich am Beispiel Nervals zeige, inwiefern die Literatur die Grenzen unserer Vernunft überschreiten kann, um sich so einer „vérité supérieure“ anzunähern.

Mathis Lessau (Germanist und Philosoph) präsentiert Diltheys These „Dichter als Seher der Menschheit“ und verknüpft damit seine Überlegungen zur dichterischen Erkenntnis(vermittlung). Aus der Perspektive des Lebensphilosophen Dilthey reicht der rationale Erkenntnisweg nicht aus, um das Leben in toto zu erfassen, da sich das Denken selbst im Leben situiert und somit nicht hinter dessen Prinzipien blicken kann. Allein das lebendige Erkennen des Dichters mit den Mitteln der Poesie eröffnet einen weiteren Raum zum Verständnis des Lebens – im Dichter manifestiert sich der vollkommene Mensch. Er bedient sich seiner Einbildungskraft, um das in der Erfahrung Gegebene positiv zu ergänzen; dies im Programm einer „Transzendierung der Erkenntniskraft durch Poesie“. „Wahre Kunst“ zeichnet sich gerade nicht durch eine „Idealisierung“ aus, durch die sie im Gegenteil sogar zur „flachen Kunst“ verkommt, sondern vielmehr durch das, was sich bei Dilthey im „Ausdruck des Typischen“ offenbart; daher kann das Sein, bzw. das Leben an irgendeinem Objekt veranschaulicht, mithin erkannt werden. Der Dichter als „Meister affektiver Betroffenheit“ vermittelt durch Empathie und Einfühlung nicht-propositionales Wissen und übersteigt die theoretischen Wissenschaften durch Nacherleben. Diltheys naive Einfühlungstheorie fokussiert nicht das „Wissen, was?“, sondern das „Wissen, wie?“; wozu uns die Literatur einen Zugang ermöglichen kann, ohne dass wir ihr einen absoluten Wahrheitsanspruch attestieren könnten.

Sylvester Alexander Bubel (Germanist) beansprucht in seinem Vortrag, „Welt der Bezüge: Welt der Zusammenhänge“ Poetiken der Epiphanie in der literarischen Moderne als Formen einer genuin neuen Epistemologie zu illustrieren. Aus der Sicht Hofmannsthal und Prousts ist die Dichtung im 20. Jahrhundert in einem desaströsen Zustand, sodass beide die Notwendigkeit sahen, diese als ein eigenständiges (philosophisches) Erkenntnismodell zu reetablieren. Der Mensch ist, so Hofmannsthal, aus seinem eigenen Lebensmittelpunkt durch die zweckorientierte Empirie des 19. Jahrhunderts herausgerissen und steht einer Welt gegenüber, in der die Kategorien Zweck, Einheit und Sein keine umfassende Erklärung der Welt liefern können. Somit verspürt der Mensch ein Gefühl

absoluter Wertlosigkeit, was letztlich in einen Nihilismus mündet. Dem setzt Hofmannsthal sein poetologisches Konzept gegenüber: Dichtung dient als epistemologische Größe einer Identitätsstiftung des Subjekts, indem sie eine poetische Welt der Bezüge erzeugt. Diese Synthese von Innen und Außen kann nur in der Metaphorik poetisch vermittelt werden. Diese schafft als Ursprache die Verbindung zwischen den Dingen und dem Subjekt. Die Epiphanie der Poetik im Sinne einer mythischen Rede transzendiert die aristotelischen Kategorien durch Symbol, Bild, Metapher und Allegorie, um die Einheit mit der Welt zu empfinden; die dichterische Weltwahrnehmung muss dabei die Mannigfaltigkeit der Widersprüche in der Welt aufnehmen. Somit eröffnet die Dichtung dem Individuum, das sich zuvor noch mit einer absoluten Sinnlosigkeit konfrontiert sah, einen neuen Raum zur Entfaltung.

Tom Poljanšek (Philosoph) präsentiert in seinem Vortrag „Genauigkeit und Seele“ eine Kritik des philosophischen Erkenntnisanspruchs mit Rekurs auf Robert Musil und Paul Valéry. Sowohl Musil als auch Valéry streben eine Erkenntnis an, die sich an die Vagheit des menschlichen Lebens anpasst – somit formulieren sie eine Kritik am Totalitätsanspruch der Philosophie bzw. der Wissenschaft im Allgemeinen. Musil differenziert zwischen dem „ratioiden Gebiet“ und dem „nicht-ratioiden Gebiet“. Ersteres umfasst alles eindeutig Beschreibbare, hier herrscht die Regel über die Ausnahme. Das „ratioide“ Gebiet stellt demnach die Summe der Erkenntnisse dar, die durch den Verstand, also rational, erfassbar sind. Diesem steht der „nicht-ratioide“ Bereich diametral gegenüber. Dort begegnet man nicht der Vorherrschaft der Regel, wie dies noch im Sektor des Ratioiden der Fall ist, sondern hier herrscht die Ausnahme über die Regel. Für Musil ist indes klar, dass sich der „nicht-ratioide“ Bereich kaum durch „ratioide“ Mittel erschließen lässt. Genauso wie sich Ratioides (z. B. Logik) nur durch ratioide Methode begreifen lässt, so kann man sich dem Nicht-Ratioiden (z. B. Mystik) auch nur auf nicht-ratioidem Wege annähern. Die Philosophen, die das erkennen, sind mit den Dichtern verwandt. Gerade in diesem Faktum manifestiert sich für Musil die Legitimation der Dichtung – der Dichter sei ein bestimmter Typus Mensch mit einer bestimmten Erkenntnishaltung. Auch Paul Valéry, der den Weg der sophistischen Analyse (also eine in Dialogform eingebettete, metaphysikkritische und gegen absolute Wahrheit gerichtete Auffassung) wählt, wehrt sich gegen die Überzeugung, die Welt sei restlos erkennbar. So ist es nicht die Welt, die eine gewisse Struktur aufweist, sondern erst der menschliche Beobachter bringt die Struktur in die Welt bzw. trägt sie an diese heran. Eine Philosophie, welche die Auffassung vertritt, die Welt sei gänzlich erkennbar, läuft Gefahr, reine Konstrukte (respektive Konzepte) zu erzeugen. Letztlich zeigt sich die Verifikation einer Philosophie immer in ihrer Anwendbarkeit – Metaphysiker jedoch stellen nur Fragen, die unbeantwortbar sind.

Constanze Fanger (Germanistin) widmet sich in ihrem Vortrag „Der prismatische Text als Erfahrungsform von Perspektivität“ einer skizzierenden Analyse von Kafkas *Das Schloß* und *Der Prozeß*. Im Sinne der Perspektivität offenbart sich die Vielfalt der Ansichten eines Textes als prismatisch, wodurch sich dessen Unbestimmtheit konstituiert und aus ebendieser Unbestimmtheit heraus einen Auslegungsspielraum in Form von Leerstellen und Brüchen eröffnet. Das antike Staunen als Anfang aller Philosophie manifestiert sich in der Figur K.'s als Ratlosigkeit angesichts eines subjektiven Erlebens seiner scheiternden Versuche, den Dingen eine sie strukturierende Wahrheit aufzuerlegen. Insofern sich der Leser mit der Figur K.'s identifiziert, erlebt er genau dies in allen Facetten nach. In seiner subjektiven Perspektive einer Sinn-Wahrheit versucht das Individuum, das Nicht-Verstehen – stets scheiternd – einzuholen. Gerade dies definiert Kafka, wie der Vortrag deutlich macht, im Wesentlichen als das eigentlich Komische: Der Versuch, die Dinge sukzessiv von einem Detail her minutiös erfassen zu wollen und dabei immer in einer Aporie zurückzubleiben.

Resümierend wurde am *table ronde* festgehalten, dass wechselseitige Einflüsse von Literatur und Philosophie für (philosophische) Erkenntnis unerlässlich sind. Gerade in der freien Denkbewegung von Literatur, die losgelöst von jedem strengen wissenschaftlichen System, jeder Logik oder jedem Paradigma agiert, ergeben sich Optionen, die für philosophisches Denken fruchtbar gemacht werden können. Dabei lag der Tenor gerade auf dem positiven Einfluss, den Literatur auf Philosophie

nehmen kann; deshalb ist die Dichotomie zwischen Literatur und Philosophie nicht haltbar. Der Fokus muss auf der Interaktion der beiden (ihrem Schnittpunkt) liegen.

Kritische Anmerkungen

Allgemein lässt sich festhalten, dass die Fülle der unterschiedlichen Themen und Autoren ein so großes Spektrum umfasste, dass eine bessere Hinführung zum Gegenstand und zur Systematik (sowie zu unbekanntem Autoren) wünschenswert gewesen wäre. Insgesamt war in den jeweiligen Vorträgen eine starke Fixierung auf das jeweilige Fach feststellbar. Literaturwissenschaftliche Beiträge wiesen nur einen geringen philosophischen Gehalt auf, während manche philosophische Vorträge eines konkreten literarischen Bezugs entbehrten. Eine ausgewogenere Vermittlung beider Disziplinen wäre angesichts der Zielsetzung der Konferenz angemessen gewesen. Gleichwohl gab es auch positive Ausnahmen, etwa die Beiträge von Falk Bornmüller und Eric Pesenti-Rossi, die ein Gleichgewicht zwischen den literarischen und philosophischen Topoi angestrebt und hergestellt haben.

Auf Grundlage der Vorträge ist erkennbar, dass Literatur und Philosophie gleichermaßen philosophische Inhalte und Fragestellungen thematisieren können, wenngleich auch mit unterschiedlichem Anspruch hinsichtlich einer objektiv gültigen Erkenntnis – man denke vielleicht an die Ansprüche von Wissenschaftstheorie und Logik. Die Dichotomie zwischen Literatur und Philosophie gänzlich aufzuheben, wie es am *table ronde* in Erwägung gezogen wurde, wäre sicherlich zu drastisch: Beide Disziplinen unterscheiden sich in der Form ihrer Darstellung, wobei gerade in der zeitgenössischen Philosophie eine starke Fokussierung auf der Wissenschaftlichkeit liegt. Die formale Freiheit der Literatur (Symbol, Allegorie, Metapher usw.) kann die strengen Prinzipien der philosophischen Argumentation aufbrechen und ermöglicht somit einen weiteren Zugang zu einer philosophischen Erkenntnis. Diesbezüglich schienen die Beiträge von Julian Ernst und Falk Bornmüller sowie Pesenti-Rossi unsere These am deutlichsten zu unterstützen: Ernst hat in der subjektiv-idealistischen Philosophie des späten Fichte den begriffstranzendierenden Aspekt der Performativität des Textes dargestellt, der die Unhintergebarkeit des Fichte'schen Wissensbegriffs (und somit auch dessen Wissenschaftslehre als eines Systems, das seine Hauptsätze aus einem unbedingten Grundsatz begriffslogisch deduziert) aufhebt. Auf diese Weise kann ein philosophisch konzipierter Wissensbegriff (hier am Beispiel Fichtes und des intuitiven Wissenssinns) eine Überschreitung der eigenen Grenzen erfahren. Bornmüller illustriert am Begriff des Fragments der Jenaer Frühromantik das Programm des „Sym-Philosophierens“. Diese interdisziplinäre Ausrichtung, die sich gleichermaßen der Mittel der Literatur (und auch anderer Wissenschaften) bedient, versucht vermittels des Fragments die endliche menschliche Erkenntnisweise poetisch zu überwinden. Pesenti-Rossi stellt mit *Haerès* von Léon Daudet einen epistemologischen Roman dar. Dieser Roman, der unübersehbare autobiographische Züge hat, verkörpert geradezu philosophische Thesen: Der Protagonist Haerès schlüpft in diverse Rollen (die der Mutter, die des Vaters und die des Onkels), die allesamt durch eine je verschiedene Weltanschauung und eine unterschiedliche Einstellung zur Wissenschaft gekennzeichnet sind. Der Text erweist sich in der Hinsicht als epistemologisch und wissenschaftstheoretisch, als dass er diverse Wissenschaftsmodelle illustriert und kritisiert. Zunächst nimmt Haerès eine eher ablehnende Haltung zur Wissenschaft ein, dann verkörpert er die „ligne droite cartésienne“ und schließlich eine auf Intuition basierende Wissenschaft. Der Protagonist zeigt die Mängel der jeweiligen wissenschaftstheoretischen Ansätze auf und strebt eine „art-science“ an, die in einer Vereinbarkeit von Poesie und Wissenschaft besteht. Der Roman trägt zu einer philosophischen Erkenntnis bei, da er Wissenschaftsmodelle veranschaulicht und hinterfragt und bekommt somit einen genuin wissenschaftstheoretischen Charakter. Zudem wird schließlich das Wechselverhältnis von Kunst und Wissenschaft durch das Bestreben einer „art-science“ in dem Roman selbst zum Thema. Zu guter Letzt ragt der Roman auch noch in andere Wissenschaftsgebiete hinein, u. a. durch die Thematisierung der Heredität.

Die Tagung forciert die Auffassung, dass eine direkte Kommunikation zwischen Philosophie und Literatur nicht nur wünschenswert, sondern auch notwendig ist.